

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 47

Artikel: Kinderseele [Fortsetzung]
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647657>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 47 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 25. November 1922

Mondnacht im Winter.

Von Franz Niederberger.

Es legt die Erde sich zum Schlummer hin.
Bald fängt sie sacht zu träumen an.
Den weichen, weißen Königshermelin
Hat sie sich zärtlich umgetan.

Da geht ein Aechzen durch den tiefen Tann
Scheu horcht am dunklen Forst ein Reh. —
Wohl bist mit Hermelin du angetan
Natur; in deinem Busen schreit das Weh.

Ein Märchenkind! So lieblich anzuschau'n,
Wenn still erglüht der Sterne Strahl,
Und wenn der Mond durch Rosenwolkenau'n
Die Schäflein führt zum Himmelsaal. —

Kinderseele.

Von Hermann Hesse.

3

Diese Zeit zwischen Mittagessen und Schulbeginn war an solchen Tagen wie heute immer mißlich und schwer herumbzubringen. An guten Tagen, an friedlichen, vernünftigen, liebenswerten Tagen war es eine schöne und erwünschte Stunde; ich las dann entweder in meinem Zimmer an einem Indianerbuche oder lief sofort nach Tische wieder auf den Schulplatz, wo ich immer einige unternehmungslustige Kameraden traf, und dann spielten wir, schrien und rannten erhitzen uns, bis der Glodenschlag uns in die völlig vergessene „Wirklichkeit“ zurückrief. Aber an Tagen wie heute — mit wem wollte man da spielen und wie die Teufel in der Brust betäuben? Ich sah es kommen — noch nicht heute, aber ein nächstes Mal, vielleicht bald. Da würde mein Schicksal vollends zum Ausbruch kommen. Es fehlte ja nur noch eine Kleinigkeit, eine winzige Kleinigkeit mehr an Angst und Leid und Ratlosigkeit, dann lief es über, dann mußte es ein Ende mit Schrecken nehmen. Eines Tages, an gerade so einem Tag wie heute, würde ich vollends im Bösen untersinken, ich würde in Troß und Wut und wegen der sinnlosen Unerträglichkeit dieses Lebens etwas Gräßliches und Entscheidendes tun, etwas Gräßliches, aber Befreiendes, das der Angst und Quälerei ein Ende machte, für immer. Ungewiß war, was es sein würde; aber Phantasien und vorläufige Zwangsvorstellungen davon waren mir schon mehrmals verwirrend durch den Kopf gegangen, Vorstellungen von Verbrechen, mit denen ich an der Welt Rache nehmen und zugleich mich selbst preisgeben und ver-

nichten würde. Manchmal war es mir so, als würde ich unser Haus anzünden: ungeheure Flammen schlugen mit Flügeln durch die Nacht, Häuser und Gassen wurden vom Brand ergriffen, die ganze Stadt loderte riesig gegen den schwarzen Himmel. Oder zu anderen Zeiten war das Verbrechen meiner Träume eine Rache an meinem Vater, ein Mord und grausiger Totschlag. Ich aber würde mich dann benehmen wie jener Verbrecher, jener einzige, richtige Verbrecher, den ich einmal hatte durch die Gassen unserer Stadt führen sehen. Es war ein Einbrecher, den man gefangen hatte und in das Amtsgericht führte, mit Handschellen gefesselt, einen steifen Melonenhut schief auf dem Kopf, vor ihm und hinter ihm ein Landjäger. Dieser Mann, der durch die Straßen und durch einen riesigen Volksauflauf von Neugierigen getrieben wurde, an tausend Flüchen, hoshaften Wüsten und herausgeschrienen bösen Wünschen vorbei, dieser Mann hatte in nichts jenen armen, scheuen Teufeln geglichen, die man zuweilen vom Polizeidiener über die Straße begleitet sah und welche meistens bloß arme Handwerksburschen waren, die gebettelt hatten. Nein, dieser war kein Handwerksbursche und sah nicht windig, scheu und weinerlich aus, oder flüchtete in ein verlegen-dummes Grinsen, wie ich es auch schon gesehen hatte — dieser war ein echter Verbrecher, und trug den etwas zerbeulten Hut kühn auf einem trohigen und ungebeugten Schädel, er war bleich und lächelste still verachtungsvoll, und das Volk, das ihn beschimpfte und anspie, wurde neben ihm zu Paß und Pöbel. Ich

hatte damals selbst mitgeschrien: „Man hat ihn, der gehört gehängt!“; aber dann sah ich seinen aufrechten, stolzen Gang, wie er die gefesselten Hände vor sich her trug, und wie er auf dem zähen, bösen Kopf den Melonenhut kühn wie eine phantastische Krone trug — und wie er lächelte! und da schwieg ich. So wie dieser Verbrecher aber würde auch ich lächeln und den Kopf steif halten, wenn man mich ins Gericht und auf das Schafott führte, und wenn die vielen Leute um mich her drängten und hohnvoll ausschrien — ich würde nicht Ja und nicht Nein sagen, einfach schweigen und verachten.

Und wenn ich hingerichtet und tot war und im Himmel vor den ewigen Richter kam, dann wollte ich mich keineswegs beugen und unterwerfen. O nein, und wenn alle Engelscharen ihn umstanden und alle Heiligkeit und Würde aus ihm strahlte! Mochte er mich verdammen, mochte er mich in Pech siedeln lassen! Ich wollte mich nicht entschuldigen, nicht nicht demütigen, ihn nicht um Verzeihung bitten, nichts bereuen! Wenn er mich fragte: „Hast du das und das getan?“ so würde ich rufen: „Jawohl habe ich's getan, und noch mehr, und es war recht, daß ich's getan habe, und wenn ich kann, werde ich es wieder und wieder tun. Ich habe totgeschlagen, ich habe Häuser angezündet, weil es mir Spaß machte, und weil ich dich verhöhnen und ärgern wollte. Ja, denn ich hasse dich, ich spude dir vor die Füße, Gott. Du hast mich gequält und geschunden, du hast Gesetze gegeben, die niemand halten kann, du hast die Erwachsenen angestiftet, uns Jungen das Leben zu versauen.“

Wenn es mir glückte, mir dies vollkommen deutlich vorzustellen und fest daran zu glauben, daß es mir gelingen würde, genau so zu tun und zu reden, dann war mir für Augenblicke jünger wohl. Sofort aber kehrten die Zweifel wieder. Würde ich nicht schwach werden, würde mich einschüchtern lassen, würde doch nachgeben? Oder, wenn ich auch alles tat, wie es mein trotziger Wille war — würde nicht Gott einen Ausweg finden, eine Ueberlegenheit, einen Schwindel, so wie es den Erwachsenen und Mächtigen ja immer gelang, am Ende noch mit einem Trumpf zu kommen, einen schließlich doch noch zu beschämen, einen nicht für voll zu nehmen, einen unter der verfluchten Maste des Wohlwollens zu demütigen? Ach, natürlich würde es so enden!

Hin und her gingen meine Phantasien, ließen bald mich, bald Gott gewinnen, hoben mich zum unbeugsamen Verbrecher und zogen mich wieder zum Kind und Schwächling herab.

Ich stand am Fenster und schaute auf den kleinen Hinterhof des Nachbarhauses hinunter, wo Gerüststangen an der Mauer lehnten und in einem kleinen winzigen Garten ein paar Gemüsebeete grüntem. Plötzlich hörte ich durch die Nachmittagsstille Glodenschläge hallen, fest und nüchtern in meine Visionen hinein, einen klaren, strengen Stundenschlag, und noch einen. Es war zwei Uhr, und ich schreckte aus den Traumängsten in die der Wirklichkeit zurück. Nun begann unsere Turnstunde, und wenn ich auch auf Zauberflügeln fort und in die Turnhalle gestürzt wäre, ich wäre doch schon zu spät gekommen. Wieder Pech! Das gab übermorgen Aufruf, Schimpfworte und Strafe. Lieber ging

ich gar nicht mehr hin, es war doch nichts mehr gutzumachen. Vielleicht mit einer sehr guten, sehr feinen und glaubhaften Entschuldigung — aber es wäre mir in diesem Augenblick keine eingefallen, so glänzend mich auch unsere Lehrer zum Lügen erzogen hatten; ich war jetzt nicht imstande, zu lügen, zu erfinden, zu konstruieren. Besser war es, vollends ganz aus der Stunde weg zu bleiben. Was lag daran, ob jetzt zum großen Unglück noch ein kleines kam! —

Aber der Stundenschlag hatte mich geweckt und meine Phantasiespiele gelähmt. Ich war plötzlich sehr schwach, überwirklich sah mein Zimmer mich an, Pult, Bilder, Bett, Bücherschaft, alles geladen mit strenger Wirklichkeit, alles Zurufe aus der Welt, in der man leben mußte, und die mir heut wieder einmal so feindlich und gefährlich geworden war. Wie denn? Hatte ich nicht die Turnstunde versäumt? Und hatte ich nicht gestohlen, jämmerlich gestohlen, und hatte die verdamnten Feigen im Bücherbrett liegen, soweit sie nicht schon aufgeessen waren? Was ging mich jetzt der Verbrecher, der liebe Gott und das jüngste Gericht an! Das würde alles dann schon kommen, zu seiner Zeit — aber jetzt, jetzt im Augenblick war es weit weg und war dummes Zeug, nichts weiter. Ich hatte gestohlen, und jeden Augenblick konnte das Verbrechen entdeckt werden. Vielleicht war es schon so weit, vielleicht hatte mein Vater droben schon jene Schieblade gezogen und stand vor meiner Schandtät, beleidigt und erzürnt, und überlegte sich, auf welche Art mir der Prozeß zu machen sei. Ach, er war möglicherweise schon unterwegs zu mir, und wenn ich nicht sofort entflohe, hatte ich in der nächsten Minute schon sein ernstes Gesicht mit der Brille vor mir. Denn er wußte natürlich sofort, daß ich der Dieb war. Es gab keine Verbrecher in unserem Hause außer mir, meine Schwestern taen nie so etwas, Gott weiß warum. Aber wozu brauchte mein Vater da in seiner Komode solche Feigenkränze verborgen zu haben?

Ich hatte mein Stübchen schon verlassen und mich durch die hintere Haustür und den Garten davon gemacht. Die Gärten und Wiesen lagen in heller Sonne, Zitronenfalter flogen über den Weg. Alles sah jetzt schlimm und drohend aus, viel schlimmer als heute morgen. O, ich kannte das schon, und doch meinte ich es nie so qualvoll gespürt zu haben: wie da alles in seiner Selbstverständlichkeit und mit seiner guten Gewissensruhe mich ansah, Stadt und Kirchturm, Wiesen und Weg, Grasblüten und Schmetterlinge, und wie alles Hübsche und Fröhliche, was man sonst mit Freuden sah, nun fremd und verzaubert war! Ich kannte das, ich wußte, wie es schmedt, wenn man in Gewissensangst durch die gewohnte Gegend läuft! Jetzt konnte der seltenste Schmetterling über die Wiese fliegen und sich vor meinen Füßen hinsetzen — es war nichts, es freute nicht, reizte nicht, tröstete nicht. Jetzt konnte der herrlichste Kirchturm mir seinen vollsten Ast herbieuten — es hatte keinen Wert, es war kein Glück dabei. Jetzt gab es nichts als fliehen, vor dem Vater, vor der Strafe, vor mir selber, vor meinem Gewissen, fliehen und rastlos sein, bis dennoch unerbittlich und unentzimmbar alles kam, was kommen mußte.

Ich lief und war rastlos, ich lief bergan und hoch bis



Louise C. Breslau: Damen im Zwielicht (1888). — (Depeslum des Bundes im Berner Kunstmuseum.)

zum Walde, und vom Eichenberg nach der Hofmühle hinab, über den Steg und jenseits wieder bergaus und durch Wälder hinan. Hier hatten wir unser letztes Indianerlager gehabt. Hier hatte letztes Jahr, als der Vater auf Reisen war, unsere Mutter mit uns Kindern Ostern gefeiert und im Wald und Moos die Eier für uns versteckt. Hier hatte ich einst mit meinen Vettern in den Ferien eine Burg gebaut, sie stand noch halb. Ueberall Reste von einstmalig, überall Spiegel, aus denen mir ein anderer entgegen sah, als der ich heute war. War ich das alles gewesen? So lustig, so zufrieden, so dankbar, so kameradschaftlich, so zärtlich mit der Mutter, so ohne Angst, so unbegreiflich glücklich? War das ich gewesen? Und wie hatte ich so werden können, wie ich jetzt war, so anders, so ganz anders, so böse, so voll Angst, so zerstört? Alles war noch wie immer, Wald und Fluß, Farnkräuter und Blumen, Burg und Ameisenhaufen, und doch alles wie vergiftet und verwüstet. Gab es denn gar keinen Weg zurück, dorthin, wo das Glück und die Unschuld war? Konnte es nie mehr werden, wie es gewesen war? Würde ich jemals wieder so lachen, so mit den Schwestern spielen, so nach Ostereiern suchen?

Ich lief und lief, den Schweiß auf der Stirn, und hinter mir lief meine Schuld und lief groß und ungeheuer der Schatten meines Vaters als Verfolger mit.

An mir vorbei liefen Alleen, sanken Waldbränder hinab. Auf einer Höhe machte ich halt, abseits vom Weg, ins Gras geworfen, mit Herzklopfen, das vom Bergaufwärtsrennen kommen konnte, das vielleicht bald besser wurde. Unten sah ich Stadt und Fluß, sah die Turnhalle, wo jetzt die Stunde zu Ende war und die Buben auseinanderliefen, sah das lange Dach meines Vaterhauses. Dort war meines Vaters Schlafzimmer und die Schublade, in der die Feigen fehlten. Dort war mein kleines Zimmer. Dort würde, wenn ich zurück kam, das Gericht mich treffen. — Aber wenn ich nicht zurück kam?

Ich wußte, daß ich zurückkommen werde. Man kam immer zurück, jedesmal. Es endete immer so. Man konnte nicht fort, man konnte nicht nach Afrika fliehen oder nach Berlin. Man war klein, man hatte kein Geld, niemand half einem. Ja, wenn alle Kinder sich zusammen täten und einander hülften! Sie waren viele, es gab mehr Kinder als Eltern. Aber nicht alle Kinder waren Diebe und Verbrecher. Wenige waren so wie ich. Vielleicht war ich der einzige. Aber nein, ich wußte, es kamen öfters solche Sachen vor wie meine — ein Dunkel von mir hatte als Kind auch gestohlen und viel Sachen angestellt, das hatte ich irgendwann einmal erlauscht, heimlich aus einem Gespräch der Eltern, heimlich, wie man alles Wissenswerte erlauschen mußte. Doch das alles half mir nicht, und wenn jener Dunkel selber da wäre, er würde mir auch nicht helfen! Er war jetzt längst groß und erwachsen, er war Pastor, und er würde zu den Erwachsenen halten und mich im Stich lassen. So waren sie alle. Gegen uns Kinder waren sie alle irgendwie falsch und verlogen, spielten eine Rolle, gaben sich anders, als sie waren. Die Mutter vielleicht nicht, oder weniger.

Ja, wenn ich nun nicht mehr heimkehren würde? Es könnte ja etwas passieren, ich könnte den Hals brechen oder ertrinken oder unter die Eisenbahn kommen. Dann sah alles anders aus. Dann brachte man mich nach Hause, und alles war still und erschrocken und weinte, und ich tat allen leid, und von den Feigen und von allem war nicht mehr die Rede.

Ich wußte sehr gut, daß man sich selber das Leben nehmen konnte. Ich dachte auch, daß ich das wohl einmal tun würde, später, wenn es einmal ganz schlimm kam. Gut wäre es gewesen, krank zu werden, aber nicht bloß so mit Husten, sondern richtig todkrank, so wie damals, als ich Scharlachfieber hatte.

Inzwischen war die Turnstunde längst vorüber, und



Gummibaumkultur auf Sumatra, 4 Wochen alt. Im Hintergrund der Urwald.

auch die Zeit war vorüber, wo man mich zu Hause zum Kaffee erwartete. Vielleicht riefen und suchten sie jetzt nach mir, in meinem Zimmer, im Garten und Hof, auf dem Estrich. Wenn aber der Vater meinen Diebstahl schon entdeckt hatte, dann wurde nicht gesucht, dann wußte er Bescheid.

Es war mir nicht möglich, länger liegen zu bleiben. Das Schicksal vergaß mich nicht, es war hinter mir her. Ich nahm das Laufen wieder auf. Ich kam an einer Bank in den Anlagen vorüber, an der hing wieder eine Erinnerung, wieder eine, die einst schön und lieb gewesen war und jetzt wie Feuer brannte. Mein Vater hatte mir ein Taschenmesser geschenkt, wir waren zusammen spazieren gegangen, froh und in gutem Frieden, und er hatte sich auf diese Bank gesetzt, während ich im Gebüsch mir eine lange Haselrute schneiden wollte. Und da brach ich im Eifer das neue Messer ab, die Klinge dicht am Hest, und kam entsetzt zurück, wollte es erst verheimlichen, wurde aber gleich danach gefragt. Ich war sehr unglücklich, wegen dem Messer und weil ich Scheltworte erwartete. Aber da hatte mein Vater nur gelächelt, mir leicht die Schulter berührt und gesagt: „Wie schade, du armer Kerl!“ Wie hatte ich ihn da geliebt, wie viel ihm innerlich abgebeten! Und jetzt, wenn ich an das damalige Gesicht meines Vaters dachte, an seine Stimme, an sein Mitleid — was war ich für ein Ungeheuer, daß ich diesen Vater so oft betrübt, belogen und heut bestohlen hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Vom Gummibaum.

(Nachdruck verboten.)

Es wird die Leser unserer Zeitschrift interessieren, einmal etwas näheres von dem Baume zu vernehmen, der bekanntlich das Rohmaterial liefert für sämtliche Gummiwaren, wie besonders Autoreifen, Schläuche, Vulkanwägen usw. Der Gummibaum gehört zu der Familie der wolfsmilchartigen Gewächse. Viele von diesen Pflanzen enthalten Milchsaft, so z. B. auch die bei uns heimischen Wolfsmilch-

arten. Aus einem solchen Milchsaft entsteht nun durch Gerinnen (Coagulation) der Gummi. Der Gummibaum kam ursprünglich nur in Brasilien vor, und es war früher die Ausfuhr von Samen zum Zwecke des Anbaues in anderen Ländern strengstens verboten. Nachdem aber dieses Verbot einmal übertreten war, gelangte durch Vermittlung des königlichen botanischen Gartens Kew im Jahre 1876 Saatgut nach Indien, und es entwickelte sich auch dort bald ein intensiver Kulturbetrieb. Die Verarbeitung des Rohprodukts wird heute in Indien nach rationelleren Methoden durchgeführt als in Brasilien, und es bildet daher der Gummi eines der wichtigsten Produkte des indischen Exporthandels. Infolgedessen müssen immer größere Flächen des Urwaldes diesen sogenannten Rubberkulturen weichen.

Die Urbarmachung des Waldes geschieht durch Kahlschlag und Ausbrennen des Bodens. Es wird je-

weilen eine Partie Urwald vermessen und in Partellen von 4 Arfläche eingeteilt, die dann den einzelnen Holzhauergruppen zugeteilt werden. Die Nuthölzer werden nur dann herausgenommen, wenn die Plantage eigene Verwendung dafür hat, und wenn die Urbarmachung dadurch nicht verzögert wird. In erster Linie steht die Urbarmachung und dann erst kommt die Ausnutzung des Holzes, da bei jeder Plantage gewöhnlich noch ein schönes Stück Buchsenerve steht, die für Bau- und Werkholz ausgenützt wird. Im Urwald werden dann sämtliche Stämme über den Wurzelanläufen ringsum angehauen und hernach einfach umgestoßen. Dieser gefällte Buchs wird 14 Tage bis 3 Wochen dem Ausdörren überlassen und sodann unter Zuhilfenahme von Betrol angezündet. Ein solcher Brand dauert zirka 8—10 Tage. Der ausgebrannte Boden wird zwei Fuß tief umgegraben, zum Schutze gegen Abschwemmung terrassiert und für eine plätzeweise Anpflanzung hergerichtet. Bei der Kultur des Gummibaumes kommen drei verschiedene Methoden in Anwendung. Am einfachsten ist natürlich die Saatmethode, ähnlich unserer Plätze Saat. Hierbei sät man je 3—5 Nuthen auf ein Plätzchen und bedeckt dieselben 10—15 Zentimeter hoch mit Erde. Vielfach gelangt auch die Stedlingspflanzung in Anwendung. Dabei kopft man den Pflanzen den unteren Teil der Wurzel und teert den oberen Schnitt an, zum Schutze gegen Austrocknung und Fäulnis. Die dritte Methode entspricht unserer Ballenpflanzung. Hierbei werden die Ballen mit samt dem umgebenden Bambusförschen in den Boden eingeseht. Die Anlage der Gummibaumkulturen erfolgt im Verhände 4,2×4,2 Meter bis 7,2×7,2 Meter; es stehen also später pro Hektare 19—57 Bäume. Die Rubberkulturen müssen fleißig gesäubert werden, sonst gehen sie in den Unkraut, bis mannhohen Unkrautstauden unter. Besonders lästig entwickelt sich stets die Ausläufer treibende Grasart Imperato arundinacea, deren Wurzelteppich bis zirka 1 Meter tief in den Boden hineingehet. Erst im Alter von zirka 8 Jahren, wenn die Kronen der Gummibäume vollständig in Schluß getreten sind, und daher der Boden gänzlich beschattet ist, können die Säuberungen etwas eingeschränkt werden. Großer Schaden kann in den Kulturen entstehen durch Krankheiten an den Stämmen und Wätern, ferner durch Wildschweine und Affen, und besonders auch bei Ueberschwemmungen, worüber die Abbildung 2 ein beredtes Zeugnis gibt. Nach solchen Katastrophen müssen viele Bäume mittels Zugstrahlen aus Rettan (Meerrohr) aufgerichtet wer-